Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **13 (1935-1936)**

Heft 10

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

ZÜRCHER STUDENT

Offizielles Organ der Studentenschaft der Universität Zürich
und des Verbandes der Studierenden an der
Eidg. Technischen Hochschule

XIII. Jahrgang (jährlich 10 Nummern) Heft 10 März 1936

INHALT

Dieter Högger: An meine Kritiker . . . . . Seite 295
Franz Aschinger: Die Studentenschaft — ein politischer Begriff? . . . . . „ 297
Bericht über den internationalen Arbeitsdienststudenten-Austausch . . . . . „ 300
E. Fröhlich: Die Flucht vor Gott . . . . . „ 302
Ernst Nägeli: Der neue Lesesaal „Im Berg" „ 306
F. B.: Geständnisse (Fortsetzung und Schluß) „ 311
Schweizerischer Studentenverein: Studientagung vom 19.–20. April 1936, in Zürich „ 316
Schulungswoche für Studentinnen . . . . . „ 317
Eugen Morf: Sport . . . . . „ 317
Bücherbesprechungen . . . . . „ 319
R. Tanner: Liste der neuangeschafften Bücher . . . . . „ 322
Nachtrag zum Vergünstigungsverzeichnis . „ 323

Verlag von Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

Mittelstand-Krankenversicherung

Heilungskosten- und Taggeldversicherung

Behandlung als Privatpatient.

Freie Wahl

des Arztes, der Apotheke, des Krankenhauses und Sanatoriums.

Keine Tarifvorschriften.

Unbegrenzte Heilungskostenentschädigung während 540 Tagen. Ausrichtung des Taggeldes bei **gänzlicher und teilweiser** Arbeitsunfähigkeit während 1½ Jahren pro Krankheitsfall.

HELVETIA

Schweiz. Unfall- und Haftpflicht-Versicherungsanstalt in Zürich
Bleicherweg 19

Jeder Student

kann sich eine moderne Portable-Schreibmaschine leisten: Fr. 30.- Anzahlung und monatliche Raten von Fr. 20.-. Für nur Fr. 195.– eine schöne Maschine
mit Zeilenschalthebel, mit drei Zeilenabständen,
mit Zweifarbenband mit Stechwalze etc.
geeignet zum Einbau von Spezialzeichen.

Otto C. Lohmann, St. Gallen

Neugasse 48 **Tel. 38.54**

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

XIII. Jahrgang, Heft 10 — März 1936

Preis der Einzelnummer Fr. —.50 Jahresabonnement Fr. 5.—

REDAKTION: Max E. Eisenring, Scheuchzerstr. 65, Zürich 6

VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

AN MEINE KRITIKER.

Ich bedaure, daß meine „Gedanken über den Krieg" zu so viel Mißverständnissen Anlaß gegeben haben. Es mag das vielleicht an der etwas allzu knappen Fassung und dem unglücklichen Titel gelegen haben. Darüber hinaus scheint aber vielen Kommilitonen diese Art des Denkens völlig fern zu liegen.

Ich versuchte, einen Teil der menschlichen Situation zu zeichnen, und habe Potenzen und Erlebnisse unserer Seele beschrieben, wie sie uns entgegentreten, solange sie vom Verstand noch nicht korrigiert sind. Aber selbstverständlich stehen alle unsere Triebe unter der nachträglichen Kontrolle der Vernunft und wandeln sich dadurch in ihren Auswirkungen noch sehr stark. Diese Umwandlung ist uns viel klarer bewußt als die ursprüngliche Triebmasse, da sie dem Wunsch, gut zu sein, viel mehr entgegenkommt und deshalb immer von uns betont wird. Die Triebmasse dagegen wird nach Möglichkeit aus unserem Selbstbildnis verdrängt, da sie dem Bilde, das wir vor uns haben möchten, oft nicht entspricht. Ich habe sie zum Gegenstand meines Artikels gemacht, weil mir scheint, daß diese Komponente der Kriegsursachen wenig bekannt ist und gerne verdeckt wird. Die Beschreibung der vernunftmäßigen Korrektur habe ich weggelassen, weil ich den Eindruck des Bildes, das sich uns bei einem Blick in unser Triebleben enthüllt, nicht durch Gedanken aus einer ganz anderen Sphäre verwischen wollte. Ich suchte Beobachtungen zu beschreiben und habe bewußt darauf verzichtet, das Gesehene zu werten. Diese Methode steht am Anfang aller wissenschaftlichen Forschung. Sie hat den Sinn zu

verhindern, daß wir die Tatsachen von vornherein einseitig und im Hinblick auf unsere Wünsche zu erforschen suchen.

Ob die von mir dargestellte Situation besteht oder ob ich mich getäuscht habe, kann Gegenstand einer Diskussion sein. Man hat mir den ausgesprochenen Autismus, der aus meinem Artikel spricht, zum Vorwurf gemacht. Er rührt daher, daß wir Beobachtungen in dieser Sphäre unserer Psyche fast nur an uns selber machen können. Wir sehen selten in die Erlebnisse anderer Menschen so weit hinein, daß wir sie klar auch in diesen Zusammenhängen erfassen könnten in einer Weise, die spruchreif ist. Wir sind für solche Gegenstände notgedrungen auf Beobachtungen an uns selber angewiesen. Wir teilen sie mit in der Erwartung, daß andere, die Ähnliches erlebt haben, uns verstehen können. Wer nie etwas Ähnliches erlebt hat, dem muß eine solche Betrachtung ein Rätsel bleiben.

Auf ein Mißverständnis, dem ich, auch in privaten Zuschriften, immer wieder begegnet bin, möchte ich speziell hinweisen. Es handelt sich bei der Lockung des Krieges nicht um Kameradschaftsromantik oder um jugendliche Hurrabegeisterung. Es handelt sich vielmehr um die Frage vom Leben im Angesicht des Todes, um die Kraft und die Freiheit des Bettlers, der nichts als den Tod vor sich hat. Er ist der Erlöste. Das Auffinden des tiefsten Sinnes im Leben ist an die Loslösung vom „Leben" geknüpft. Das Nirwana (wörtlich „ausgelöscht") ist die völlige Überwindung des Ich-Selbstgedankens und der Lebenslust als Willensmotive. Es kann und soll schon im diesseitigen Leben erreicht werden. Weniger extrem, aber ebenso konsequent hat das Christentum dieser Tatsache Rechnung getragen, indem es demjenigen das Leben verspricht, der das Leben überwindet. Sie knüpfen beide an dieselbe Situation des Daseins an, an die auch der Krieg anknüpft, nur daß bei dem letzteren die vernunftmäßige Kontrolle fehlt.

Die Frage, wie wir uns zu diesen Tatsachen einstellen wollen, habe ich in meinem Artikel nicht aufgeworfen. Meine Kritiker haben sich in dieser Beziehung deshalb täuschen lassen, weil die Philosophie mangels einer eigenen Nomenklatur die Worte aus dem alltäglichen Sprachgebrauch entlehnen muß, ihnen aber tatsächlich eine andere Wertigkeit gibt. So kommt

zum Beispiel das Wort „Liebe" in der Literatur sowohl zur Bezeichnung eines triebhaften, unkontrollierten Zuges zu etwas hin vor, als auch zur Bezeichnung der durch die Vernunft geläuterten Zuneigung. Es bleibt jeweils dem Leser überlassen, den richtigen Sinn zu finden. Wenn ich von der Liebe zur Furchtbarkeit des Krieges spreche, so sollte das nicht mißverstanden werden. Die Beispiele ließen sich vermehren.

Schließlich muß ich noch darauf hinweisen, daß viele Mißverständnisse auf der unaufmerksamen Lektüre meines Artikels durch die Kritiker beruhen. Es steht nirgends etwas von Kriegsbejahung, wohl aber deute ich Möglichkeiten zur Bekämpfung des Kriegsgeistes an, die über meine Einstellung keinen Zweifel lassen können. (Zum Beispiel: Die Opferbereitschaft in andere Bahnen lenken, oder: Die Bekämpfung des Kriegsgeistes ist der ewige Kampf des Menschen gegen sich selbst.) Wer das gelesen hat, kann nicht wie Klaus Wiesinger schreiben: Herr Högger lehnt die Bekämpfung des Kriegsgeistes ab.

Auch das Wort „Opfer" hätte man bei sorgfältiger Lektüre verstehen können. Ich habe auf seine Entwicklung hingewiesen, das heißt auf seine Wandelbarkeit. Anton Stökly hat ganz recht, wenn er auf die Verschiedenheit der Dinge hinweist, die alle unter dem Namen Opfer unter einen Hut gebracht werden. Er täuscht sich hingegen darin, wenn er meint, das Wort „Opfer" könne eo ipso nur etwas Selbstloses bedeuten. Das Opfer des Prometheus ist ein eindeutiges Beispiel dafür, daß Selbstlosigkeit kein integrierender Bestandteil des Opfers ist, ebenso das Opfer des Kain. Ich glaube, man konnte aus meiner Definition und aus meinen Beispielen wohl entnehmen, wie der Begriff zu verstehen ist.

Voraussetzung zur Kritik ist ein wohlmeinendes Verstehenwollen und ein sorgfältiges, exaktes Einarbeiten in die vorgebrachten Gedanken. Sonst kommt nichts Positives dabei heraus.

Dieter Högger, med.

DIE STUDENTENSCHAFT — EIN POLITISCHER BEGRIFF?

Daß die kriegerische Feder Benito Mussolinis in dem Briefe „an alle Studenten Europas", der den Stempel der Popolo d'Italia vom 31. Januar trägt, nicht in erster Linie auf

die formale Adresse zugespitzt war, scheint heute unzweifelhaft festzustehen. Die Weltgeschichte kennt solche Versuche zur Genüge, über die Köpfe der Regierungen hinweg im letzten Register an das Volk zu appellieren. An die Reihe fehlgeschlagener Appelle reiht sich ein Aufruf an das italienische Volk bei Anlaß der Besetzung Fiumes selbst an. Der Versuch, wenn es überhaupt ein solcher sein sollte, gelang auch diesmal nicht, und bevor der heimische Blätterwald davon raschelte, hatten Politiker das Schreiben schon als „Bluff" seziert. Zwar hat uns der Brief nicht deshalb furchtbar wenig berührt, weil wir ihn von andern Händen schon kommentiert erhielten, sondern darum, weil wir ganz einfach seine Sprache nicht verstanden. Nicht einmal die Anrede. Denn wie kommt überhaupt der Duce dazu, die Studentenschaft als sein Opfer auszulesen? Glaubt er etwa, daß eine Erhebung gegen die Sanktionen am erfolgreichsten durch den Akademikerstamm ausgeführt werde, oder sieht er den akademischen Grad als anti-sanktionistisches Bekenntnis an? Haben ihn die Radauszenen der Studenten des Professors Jéze auf den Gedanken gebracht, daß mit ähnlichen Aktionen über ganz Europa am Ende die Regierungen in der Pakttreue doch umkippen werden?

Wir wissen es nicht, aber wir vermuten, daß eine dieser Überlegungen ihn zu diesem Schritt führte; denn das faschistische Italien betrachtet seinen eigenen Akademikerstamm als politische Einheit und als staatliches Instrument. Wenn es in einem Aufruf die Studenten Europas zur politischen Aktion führen will, so überträgt es damit nur eine faschistische Auffassung, die nur dort wirken könnte, wo die Studentenschaften ebenfalls als politischer Begriff aufgefaßt werden. In den demokratischen Ländern, so glaube ich, wird man dem Duce erwidern dürfen, daß wir Studenten uns als keine politische Einheit betrachten und uns auch nie zu einer gemeinsamen politischen Aktion verpflichtet fühlen. Daß wir kurzer Hand eine generelle Anrede im politischen Sinne des Wortes ablehnen.

Wenn die Gefahr, die Studentenschaft als politisches Instrument zu gebrauchen, allein auf die totalitären Staaten im Ausland beschränkt wäre oder ausschließlich von Kreisen außerhalb unserer Gemeinschaft kommen würde, so forderte

diese Einstellung nicht in dem Maße unsern Widerstand heraus, wie sie es wirklich tut. Denn leider sind der faschistische Studentenappell und der Münchner Kolonialdurst Hitlers vor 6000 Studenten des Nationalsozialistischen Studentenbundes nicht die beiden einzigen Beispiele einer uns widersprechenden Haltung. Die Methode, ganze Studentenschaften für politische Zwecke zu gebrauchen — oder zu mißbrauchen, wie man will —, macht sich auch in demokratischen Staaten breit und kommt dort aus den Kreisen der Akademiker selbst heraus. Die Störungen royalistischer und faschistischer Studenten an der Sorbonne und an den Wiener Hochschulen, die durch Streikpostenstehen die übrigen Kommilitonen für ihre ureigenen politischen Zwecke mißbrauchten, sind nicht die einzigen Symptome dieser Art. Selbst im toleranten Albion hat es ein Londoner College so weit gebracht, daß die Zusammenstellung des Lesematerials nach reinsten sozialistischen Motiven zustande kam. Daß in Conventen der neutralen Studentenschaft Resolutionen der Sympathie mit dem kürzlichen Fleischerstreik Londons gefaßt wurden. Und daß die Vorträge der Studentenschaft ausschließlich von klassenkämpferischen Reden sozialistischer Politiker gefüllt werden. Am Rande solcher Entwicklungen waren wir vor noch nicht allzulanger Zeit in unserer ureigensten Heimuniversität. Es scheint, als ob wir heute diesem Zustand glücklicherweise etwas entrückt sind. Denn diese Methode wäre der Alma mater unwürdig gewesen, ob sie nun von frontistischer, liberaler oder sozialistischer Seite gekommen wäre.

Es ist meiner Meinung nach wichtig, heute, wo die Gluthitze etwas erträglicher geworden ist, den Gedanken der politischen Neutralität unserer Studentenschaft verstärkt zu entwickeln und einzuprägen. Wir wissen nicht, ob und wann sich in der Zukunft eine politische Mehrheit irgend einer Gruppe unter den Studenten herausbilden wird. Dann wird diese Mehrheit die Integrität der Studentenschaft als mächtige Institution nicht antasten dürfen. Die Zwecke der Zusammenfassung aller Akademiker liegt auf allen andern als auf dem politischen Geleise. Wenn wir das Prinzip unserer politischen Neutralität als Studentenschaft nicht bis aufs letzte verteidigen und hochhalten, wird uns die Voraussetzung zur Ablehnung

des faschistischen Standpunktes fehlen. Die höchste Aufgabe der Studentenschaft, und es ist weniger eine politische als eine rein menschliche, kann nur die sein, den Hort der Toleranz zu bilden.

London, im Februar 1936. **Franz Aschinger,** oec.

BERICHT ÜBER DEN INTERNATIONALEN ARBEITS-DIENSTSTUDENTEN-AUSTAUSCH

Es ist vor einiger Zeit in unserem Blatt einem Artikel Raum gegeben worden, der an der Auslandsarbeit des Verbandes der Schweizerischen Studentenschaften Kritik übte. Nachstehend gedruckter Bericht zeigt, daß diese Arbeit nicht nur auf dem Papier steht, sondern zum Teil zu sehr greifbaren Resultaten führt. **Die Red.**

Sommer 1935.

1. Allgemeines. An seiner XXI. Vollversammlung in Bouffémont bei Paris hat das Weltstudentenwerk (ISS) beschlossen, den Verband der Schweizerischen Studentenschaften, insbesondere sein Amt für Arbeitskolonien, mit der Weiterführung des internationalen Arbeitsdienststudenten-Austausches zu betrauen. Mit dieser Arbeit wurde der ehemalige Präsident des Amtes für Arbeitskolonien des Verbandes der Schweizerischen Studentenschaften, dipl. ing. Otto Zaugg, betraut. In der Folge hat das Weltstudentenwerk Ing. Zaugg zu seinem Hon. Secretary für Arbeitskolonien ernannt.

2. Die Aufgabe. Bereits im Jahre 1932 hat das Generalsekretariat des ISS. einen Arbeitsdienststudenten-Austausch eingerichtet. Es wurden im ganzen 65 Studenten ausgetauscht. Im Sommer 1933 umfaßte dieser Austausch 95 Studierende verschiedener Länder.

Der I. internationale Kongreß über Arbeitsdienst in Rendsburg (Schleswig-Holstein), im April 1934, organisiert durch das Weltstudentenwerk, beschloß, den Arbeitsdienststudenten-Austausch weiterzuführen. Im Jahre 1934 konnte aus verschiedenen Gründen die Austauschaktion erst spät einsetzen, so daß die Zahl der ausgetauschten Studenten gegenüber 1932 und 1933 wesentlich zurückblieb. Durch die aus finanziellen Gründen notwendig gewordene Einschränkung des Generalsekretariates des ISS. in Genf hätte diese Austauscharbeit ganz wegfallen

müssen. Ihre Delegation an den Verband der Schweizerischen Studentenschaften ergab die Möglichkeit der Fortführung und des Ausbaues dieser Austauscharbeit.

3. Organisation. Anfangs Mai 1935 wurden an sämtliche Mitarbeiter des ISS. zwei Fragebogen verschickt mit der Einladung, sich an einem internationalen Arbeitsdienststudenten-Austausch zu beteiligen. Der eine Fragebogen sollte Auskunft geben über die Zahl und die Bedingungen, unter denen ausländische Studenten in eigene Arbeitsdienste aufgenommen werden können. Im zweiten Fragebogen wurden Angaben verlangt über die Zahl der Studenten, die voraussichtlich in ausländische Arbeitsdienste zu gehen wünschten.

Die Zusammenstellung der Aufnahmebedingungen, nach Ländern geordnet, diente den einzelnen Mitarbeitern zur Orientierung der Studenten ihres Landes. Die einzelnen Austauschgesuche wurden nach Zürich geschickt und von hier unter Berücksichtigung der einzelnen Wünsche weitergeleitet. Der Verkehr wickelte sich in deutscher, englischer und teilweise auch französischer Sprache ab.

4. Beteiligung. Über die Beteiligung an diesem Austausche gibt die angefügte Tabelle Auskunft. Sechs europäische Länder stellten insgesamt 180 Plätze zur Verfügung. Dagegen sind 109 Anmeldungen eingegangen; 87 Studenten konnten vermittelt werden. Neun Anmeldungen wurden zurückgezogen, weil die besonderen Wünsche nicht erfüllt werden konnten, zwei Studenten schieden wegen Krankheit aus und fünf verzichteten nachträglich auf die Annahme des vermittelten Platzes ohne Angabe von Gründen; vier Kommilitonen erhielten zu späte Antwort vom Arbeitsdienst, daß sie angenommen seien, und zwei Kommilitonen konnten den ihnen vom Arbeitsdienste zugemuteten Beitrag nicht aufbringen. Die 87 Austauschstudenten kamen aus 13 verschiedenen Ländern (Europa, Asien, Nord-Amerika).

Da sich die Reichsführung der Deutschen Studentenschaft nicht zur Teilnahme an einer allgemeinen Abmachung des ISS. über den Arbeitsdienststudenten-Austausch entschließen konnte, hat sie mit einzelnen Ländern bilaterale Verträge abgeschlossen. So hat der VSS. sieben deutsche Studenten nach der

Schweiz vermittelt und auf besonderen Wunsch hin einen deutschen Studenten nach Schweden. Soweit diese Vermittlungen durch den VSS. ausgeführt wurden, sind sie in der Beteiligungstabelle angegeben.

5. Schlußfolgerungen. Trotz den verschiedenen Schwierigkeiten kann der Austausch 1935 als ein Erfolg bezeichnet werden. Auf Grund der Erfahrungen wird ein weiterer Ausbau leicht möglich sein.

Die Beteiligung von schweizerischen Studenten läßt immer noch sehr zu wünschen übrig. Da gerade der Schweizer-Kolonist, und zwar mit Recht, als Pionier des Arbeitsdienstes gilt, ist er im Auslande ein gern gesehener Gast.

Beteiligungstabelle.

Nationalität der Austauschstudenten	Zahl der Anmeldungen	vermittelt in Arbeitslager in: England	Oesterreich	C. S. R.	Ungarn	Schweden	Schweiz	Total
Deutsche	8	—	—	—	—	1	7	8
Engländer	28	—	3	4	3	2	7	19
Franzosen	5	1	—	—	—	—	3	4
Griechen	1	—	—	—	—	1	—	1
Holländer	6	1	—	—	—	—	3	4
Indier	1	—	—	1	—	—	—	1
Kanadier	1	—	—	—	—	—	—	0
Lettländer	1	1	—	—	—	—	—	1
Österreicher	13	5	—	—	—	—	6	11
Schweizer	8	2	—	3	1	2	—	8
Tschechen	18	6	4	—	—	4	3	17
Ungarn	8	1	—	4	—	—	3	8
U.S.A.	9	—	—	1	—	—	2	3
Yugoslawen	2	—	—	—	—	—	2	2
Total	109	17	7	13	4	10	36	87
Zur Verfügung stehende Plätze:		20	30	30	20	40	40	180

Mitgeteilt vom Pressedienst des Verbandes der Schweizerischen Studentenschaften.

DIE FLUCHT VOR GOTT.

Max Picard. Eugen Rentsch Verlag.

Ein Buch, das vom wachsten Gewissen unserer Welt zeugen will, muß ein Bekenntnis ganz ohne Gründe und Ausflüchte, ohne den Wunsch nach einem Hinüberretten und Abgleiten auf das Gebiet der

mannigfaltigen Ursachen sein. Es muß den Willen enthalten, ganz hilflos zu sein, um das Licht selbst die Schatten zeichnen zu lassen. — Dies ist geschehen in einem Buch, das gleichsam nur medial das heute Wirkliche nennt und bezeichnet. Ein Bild wird der Schau hingestellt, geboren aus dem Staunen und Grauen vor der Tatsache unserer modernen Welt, entworfen mit jener Scheu, mittelst welcher man das Entsetzen bannt, um ihm zu entfliehen. Hier beschreibt jemand die Dinge, wie ein Kind sie sehen müßte, Wahrheiten leuchten auf, die zugleich Gericht bedeuten, vergleichbar jener düsteren Prophetie, die Macbeth zuteil wurde, als er die Könige rief. Systemlos, problemlos, ohne theologische Sentenz, aber drückend in der Unausweichlichkeit wie ein Traum, breitet sich darin die Welt aus. Die Welt auf der Flucht — auf der Flucht vor Gott.

Daß das Charakteristische unserer Welt von heute durch dieses Phänomen erklärt werden könnte, scheint fern abliegend. Andere Dinge stehen im Vordergrund. Im Vordergrund des Völkerringens steht an erster Stelle die soziale Frage. Eine zweite, nicht weniger gewaltige Frage drängt zur Lösung: die völkische Frage. Längst vergangen geglaubte mythische Bilder werden lebendig; Mythen, die die Kraft uralten Glaubens versprechen, werden mächtig. Unsere sehr kompliziert und abstrakt gewordene Menschheit will durch diese Mächte zu den Ursprüngen, den „Müttern" selbst aufbrechen. Die Not der Seele tastet sich mühsam durch die kalte Welt zu jenen Bildern vor, die noch erleuchtet zu sein scheinen von der einstigen, ursprünglichen, unverfälschten Gnade. Aber warum hat diese ganze Bewegung etwas Disparates und Willkürliches? Weil der unsicher gewordene Mensch irgend einen verlorenen Glauben an sich reißt, mit der Wucht eines auf Tod und Leben Kämpfenden, mit der ganzen Angst jenes unbestimmte Etwas an sich reißen möchte, vermittelst welchem die Welt unwiderstehlich werden müßte. „Der Glaube" — aber — „als objektive Welt ist zerstört, der Einzelne muß in jedem Augenblick sich immer von neuem durch den Akt der Entscheidung den Glauben schaffen, in dem er sich von der Welt der Flucht löst." Das erscheint nun als das Fatale, daß die Flucht vor Gott, nicht mehr der Glaube heute als objektive Welt da ist und der Mensch zwangsläufig und primär sich ganz real in dieser Situation vorfindet. Von hier aus beginnt die Wertung des Menschen nach seinem Realitätsgehalt, inwiefern er nämlich an dieser Fluchtwelt aktiven Anteil nimmt oder nicht. Denn die ganze heutige Welt ist nicht mehr anders erklärlich als eben als Flucht vor Gott. Picard sieht dieses Phänomen mit erstaunlicher Deutlichkeit. Es ist ein Gang gleichsam durch die Unterwelt, den er antritt, und seine Beschreibung nennt die lebendigen Beweise, an denen er vorbeikommt, die an sich das Mal einer glaubenslosen Welt tragen und deren Erscheinung nur noch aus der Flucht vor Gott ihren Ursprung haben kann.

Picard hat dabei nicht den Versuch unternommen, den Weg zu zeigen, der irgend ein Entrinnen offenbaren könnte. Es müßte dem Autor eine Erleichterung gewesen sein, hier etwas Hoffnungsfrohes zu sagen, mußte ihm aber versagt sein, da nur die göttliche Gnade selbst eine Wendung bewirken kann.

Diese Flucht ist beschrieben als ein lebendiger wütender Strom, der sich über den sinnvollen Bau einer gläubigen Welt lagert. Es entsteht eine andere Welt der künstlichen Konstruktion, die sich zu entsetzlicher und gefährlicher Höhe über alles Leben auftürmt, zusammengehalten von einer ins Abstruse gewachsenen Angst. Ein Fliehender ist es, der alle Möglichkeiten soldatisch ausexerziert, um vor dem Unvorhergesehenen, dem drohenden Beweis seiner Verworfenheit, vorbereitet standzuhalten. In allen menschlichen Phänomenen taucht die Welt der mechanischen Schöpfung auf, die intimsten Schöpferkräfte des Menschen absorbierend, um diese Flucht immer aufs neue zu sichern. Das Resultat ist eine erdrosselte Seele in einer toten äußeren Welt. Es wäre sinnlos, die Bilder, welche Picard mit geduldiger Hingebung entwirft, wiederzugeben: es wäre eine Wiederholung seines Werkes. Es zeugt von dem Mut und der großen Wahrhaftigkeit Picards, daß er den Zerstörungsweg der Moderne bis zum letzten aufgezeigt hat. Er hat sich nicht an Werte, Wege und Auswege gehalten, hat nicht irgendeine Fortschrittsgläubigkeit in diese zermürbte Welt gestellt. Er ist, wie ein anderer Eiferer der Wahrheit — Nietzsche — unbestechlich geblieben. Daß ihn die Größe der Erscheinungen nicht blendet, beweist die Echtheit seiner Gefühle.

Picard konfrontiert der Welt des Glaubens diejenige der Flucht vor Gott, das Jetzige dem Vergangenen. Es ist gleichgültig darnach zu fragen, ob es diese Welt des Glaubens in Wirklichkeit jemals gegeben hat oder ob die Menschenmasse nur von andern Bildern beherrscht war, hinter denen vielleicht auch Dämonien verborgen waren. Jede Frage dieser Richtung verstummt vor dem deutlichen Bewußtsein, daß eine Welt des Glaubens irgendwie täglich stirbt, eine bedrohte Innerlichkeit sich stündlich meldet, ohne aber den Eintritt zur Wirklichkeit, in das Bild unseres Daseins zu erlangen.

Deutungen sind in solcher Schau nicht erlaubt, denn niemand mißt es, wieviel Schuld gesühnt, wieviele Rachekreise durchschritten werden. Aber die Seele eines Kindes müßte es sagen, wie sie einst aus Dostojewski sprach: so blickt mich die Welt an. Dann wird zur Erinnerung, träumend und sehnsuchtsgeboren, spricht Picard von der verlassenen gläubigen Welt und ihrer Sprache. Was der Autor über den symbolischen Gehalt der Sprache, ihren metaphysischen Leib in der Welt des Glaubens, sagt, ist von so großer Schlichtheit und Schönheit, wie sie einst nur Böhme offenbarte. Jeder Sprachunterricht sollte sich dieses Picard'sche Kapitel zur Grundlage nehmen.

Überhaupt spricht Picard mit ungeheurer Eindringlichkeit; eine Erschütterung will von ihm ausgehen, um von allem Abfall zurückzuführen. Denn hier spricht ein Mensch, der aus übergroßer Stille und Demut entscheidende und unumstößliche Worte findet. Worte voller Güte, aber auch voll klarer Schärfe dort, wo er der Realität der seelischen Welt die sich absolut wähnende äußere gegenüberstellt. Die Ordnungen der zivilisierten Welt zerfallen vor soviel kindlicher Einfachheit. Was schon lange vorgefühlt wurde, die erbarmungslose Demaskierung des europäischen Gesichts in der Zeit der Götterdämmerung, ist geschehen. Die Masken über allen Erscheinungen fallen und alle Auftürmungen unserer eroberungssüchtigen Welt, die das Heroische mimt, zerbrechen. Städte, Straßen, Fabriken, Lebensformen, Künste und Wissenschaften, die scheinbar alle vollgesogen von Realität sind, entpuppen sich als Fluchtgebilde, künstlich zusammengehalten von der Angst vor dem drohenden Nichts. Aber Picards Enthüllung ist — im Gegensatz z. B. von Spengler — geboren aus dem Geiste wahrer Güte. Durch sein Werk weht ein Hauch der Hoffnung und Gnade, die von der allzeitigen Bindung des Menschen an Gott weiß. Er eilt dem modernen Menschen nach in all seine tausend Zersplitterungen; er wird der Dämonie gewahr, mit der ein Unmündiger bis in alle menschlichen Grenzsituationen vorstößt, um das Wesen aller Dinge aus ihrem geborgenen und bestimmungsreichen Sitz und Ort zu reißen, es seiner Seele zu berauben, nur um es irgendwo in völliger Willkür für alle Möglichkeiten seines Lebens bereitzuhalten, um das Loch, das seine verlorene Seele zurückgelassen, vollzustopfen, um die Angst, die aus dem Nichts wächst und zur Übermacht anschwellt, zu beschwören. Aber überall versteht es Picard, die ewige Bestimmung aller Dinge wachzurufen. Sein Buch wächst so zu einem urpriesterlichen Weiheakt, das dem Erlösungswerk einer Beichte nahekommt. Er bringt das schauervolle Gerippe der Welt, das herrscht und dessen einzige Lebendigkeit darin besteht, alles in ein riesiges Totenheer einzugliedern, zu unterwerfen, um gemeinsam zu sterben und zu leben, um gemeinsam die Angst vor dem Nichts zu haben, dem Urbild nahe, damit durch dessen Nähe und Einfluß alles wieder neugeordnet werde.

Dieses Buch fällt in eine Welt der Erwartung und der bangen Furcht. Hier ist jemand, der den Ursprung alles dessen nennt und der es ausspricht, aus welchen Wurzeln unsere im Sturz und im Umsturz befindliche Welt lebt. Nur wer das andere Ufer erreicht hat, kann das mit dieser rücksichtslosen, eindringlichen Kraft tun. Die Welt des Glaubens als objektive geistige Welt und Macht ist tot, aber sie bricht mit zarter Gewalt ein, geläutert und fragloser als vielleicht jemals, in die einzelnen, und daß dies möglich sei, dessen Zeuge und Prophet ist Picard. **E. Fröhlich.**

DER NEUE LESESAAL „IM BERG".

Wer hat nicht erst gestaunt und danach tüchtig geschumpfen, als er beim Einrücken ins Wintersemester wie gewohnt den Lesesaal betreten wollte und sich dann unfaßlicherweise vor die Kasse der Universität gestellt sah! Ganz unvermerkt und unbehindert hat sie sich aus dem schönen Rechberg, der von Herrn Weinmann so köstlich beschrieben worden ist, die Künstlergasse hinaufgeschlichen und im bisherigen Lesesaal der Universität eingenistet. Wird man da nicht brüsk daran erinnert, daß wir in der unseligen Zeit leben, wo das Finanzielle über das Geistige herrscht. Schien es bisher nicht wie eine Achtung vor dem Universitätsgebäude, daß man die Geldangelegenheiten in einem andern Haus erledigen mußte. Ich weiß zwar nicht, ob man die Kasse bisher wirklich aus ideellen Überlegungen außerhalb der hohen Schule eingerichtet und sie nun aus materiellen Gründen hier hinein geholt hat, aber ein Stück Symbolik scheint mir doch in dieser Regelung zu stecken. Man hat das Geistige und das Wirtschaftliche schon weiter auseinandergehalten als heute.

Schon aus ganz praktischen Gründen ärgert sich der Student über die Anmaßung der unbeliebten Universitätskasse, die den Lesesaal usurpiert hat, denn dieser hatte sich zur geschätztesten Einrichtung des inoffiziellen Universitätsbetriebes eingelebt. Man konnte sich so rasch in den Zwischenpausen durch den Blätterwald pirschen oder in den Zwischenstunden, dem „Kein Arbeitsraum" zum Trotz, geschwänzte Kollegien nachschreiben. Nun wird man von einer Tafel darauf aufmerksam gemacht, daß der Lesesaal sich bis auf weiteres im Stockargut befinde. Bis auf weiteres! Der alte Provisorientrost. Wenn man bedenkt, wie aller Raum im Kollegiengebäude schon so knapp und ausgenützt ist, wird man nicht zu hoffen wagen, daß eine Rückverlegung in Frage komme. Die Kasse scheint sich auf jeden Fall nicht nur auf Zusehen hier eingerichtet zu haben. Es werden wohl ungezählte Studenten mit einem Seufzer über ihre Schwelle schreiten wie in das Zimmer gegenüber mit der vielsagenden Überschrift „Besetzt durch Prüfung". Wenn noch irgend eine Gegend des Universitätsgebäudes für die Einrichtung eines Lesesaales in Frage käme, so wäre das die Turmkuppel, das Reich des Fechtmeisters Kirmeß, dessen Schüler dort schon lange eine Bibliothek von Magazinen und Kriminalromanen zu Verfügung haben. Es verursachte aber zu viel Herzklopfen, müßte man die Zeitungen dort oben suchen, sei es wegen der dünnen Luft, wegen der vielen Stufen oder wegen des Waffenlärms.

So ist also wohl anzunehmen, daß der Lesesaal im Stockargute bleibt. Die Räume, die hier zur Verfügung stehen, sind gewiß nicht unpassend, nur sind sie eben nicht günstig gelegen. Die Zeitungen, die dort aufliegen, werden wohl nie so abgegriffen werden, wie im

bisherigen Lesesaal, selbst wenn die Studenteninflation noch bedrohlichere Formen annimmt.

Die neuen Leseräume sind in einem sehr respektablen Hause eingerichtet, das verdient, der Studentenschaft etwas deutlicher vorgestellt zu werden.

Wenn wir die Künstlergasse hinaufgehen, so fallen uns linkerhand hinter der alten Mauer einige uralte, ganz mit Efeu umhüllte Bäume auf, die gar nicht zum Hirschengrabenschulhaus passen. Plötzlich stehen wir vor einem mächtigen schmiedeisernen Gartentor zwischen mehr als zwei Mann hohen Pfosten, deren Sandstein schon allzu deutliche Spuren der Verwitterung zeigt. Dieses feudale Prachtstor, das wird uns sofort klar, kann nicht immer zu dem Schulhause dahinter, einer bedauerlichen Stilverirrung der neunziger Jahre, gehört haben. Man neigt daher leicht zur Annahme, das häßliche Schulhaus sei an die Stelle eines alten Herrschaftshauses getreten, von dem die Bäume und das Tor noch zeugen. Dem ist aber nicht ganz so. Der breite Sempersteig ist schuld daran, daß wir die wahren Zusammenhänge nicht gleich überblicken. Er hat ein ehemaliges Ganzes in zwei Teile auseinandergerissen. Das imponierende Portal an der Künstlergasse, der ehemaligen Halseisengasse, ist die alte Zufahrt zum Haus „im Berg", heute Stockargut genannt. Noch immer führt eine ebene, jetzt allerdings durch zwei Gartentüren unterbrochene Fahrbahn schräg von diesem Tor auf den Hauseingang zu. Es mag aber schon lange her sein, seit die letzte Kutsche über das Pflaster gerollt ist. Der nicht mehr sehr große Garten um das Haus im Berg, der auf der Mittagseite durch die Mauer am Sempersteig begrenzt wird, ist nur noch der Kern des zum Stockargut gehörigen Grundbesitzes. Er war allerdings immer, weil dem Haus am nächsten liegend, der gepflegteste Teil des Ganzen und macht auch jetzt noch einen vornehmen Eindruck. Das heute arg beschnittene Stockargut erfreute sich in seinen bessern Tagen eines recht stattlichen Umfangs. Es reichte der Künstlergasse entlang bis hinunter zum „Krönli", dem Haus in der Ecke zwischen Künstlergasse und Seilergraben, das als der „untere Berg" zum grossen Gute gehörte. Gegen die Stadt hin bildete der Seilergraben die Grenze, die Häuser, die dort stehen, haben ihren Bauplatz vom Stockargut, sie stehen auf altem Rebland. Gegen die Schienhutgasse hin hat sich die alte Grenzlinie am wenigsten verändert. Den größten Teil des alten Gutes umschloß eine Weißdornhecke, durch deren undichte Stellen sich im Herbst die Niederdorfjugend unter die Obstbäume schlich. Der Künstlergasse entlang zieht sich heute noch die alte Grenzmauer.

Das eigenartige, stattliche Doppelhaus „im Berg" wirkt äußerlich recht bescheiden. Es ist ein deutliches Beispiel der altzürcherischen Bausitte, die außen keinen Prunk duldete, der Rechberg gehört schon

einem späteren Jahrhundert an. Das Haus „im Berg" hat mit andern zeitgenössischen vornehmen Bürgerhäusern die gerade, schmucklose Fassade gemein, wie sie von der sittenstrengen, allem Luxus und Zierat offiziell abholden Stadt Zürich verlangt wurde. Dafür hat es aber auch verstanden, sich im Innern zu schmücken und die Wohlhabenheit des Besitzers zum deutlichen Ausdruck zu bringen. Heute, wo die kostbaren Möbel und Wandverkleidungen entfernt sind, finden wir nur noch einen Abglanz der einstigen Pracht gediegener bürgerlicher Wohnkultur. Die Räume sind für unsere Begriffe freilich etwas niedrig, die Gänge wirken durch ihre Länge noch niedriger. Das ist nicht zu sagen von den Kellern, in deren hohen Steingewölben sich der Wein, es war wohl nicht nur Eigengewächs da, herrlich lagern ließ. Die Wohnräume im Parterre und im ersten Stock bieten heute nicht mehr viel Interessantes. Die vornehmste Etage, in die die Gäste geführt wurden, ist die zweite, da wo jetzt die Lesezimmer eingerichtet sind.

Durch die nördlichste Türe auf der Westseite treten wir in den prunkvollen, großen, weißen Saal. Die Nußbaumtüre ist auf der Innenseite von Säulen flankiert, die den Eingang zum pompösen Portal gestalten. Drei Fenster blicken auf die Stadt- und Sonnenseite, eines nach Norden. Als die Umgebung noch nicht so verbaut war, genoß man hier eine weite Aussicht. Zu diesem Fest- und Gesellschaftssaal gehört die halbe Länge des Doppelhauses. Der ganze überladene Prunk barocker Innendekoration hat sich hier entfaltet. Die Decke ist eingefaßt durch ein Fries mit einem mächtigen Löwenkopf in jeder Ecke. Innerhalb dieses Frieses ziehen sich vier Paare schwerer elliptischer Stuckkränze über die Decke. Jeder umschließt ein düsteres Gemälde mit menschlichen Figuren. Heute fällt uns auf, daß in zweien dieser Kränze die Bilder fehlen, als ob dem Auftraggeber das Geld oder dem Maler die Phantasie ausgegangen wäre. Dieser Mangel rührt aber aus der Zeit, als die Familie Stockar den großen Saal in kleinere Zimmer unterteilte. Eine ältere Dame, der sich die etwas unheimlichen Figuren an der Decke des Schlafgemaches beunruhigend in die Träume eindrängten, ließ die Bilder — es sind also keine Fresken — herunternehmen, heute weiß man leider nicht mehr um ihren Standort. Der weiße Festsaal ist jetzt wieder in einen Raum zurückverwandelt, aber er macht natürlich nicht mehr den prunkenden Eindruck wie zu der Zeit, als galante Gesellschaften sich in den großen Spiegeln betrachteten — noch jetzt hängt einer über dem Kamin, schon leicht am Erblinden —, als prunkvoller flandrischer Gobelin aus der Zeit der Marquise von Saint Delis und kostbare Ölgemälde die Wände schmückten, als noch stilvolle Möbel aus Nußbaum den großen Raum gliedern halfen. Von diesem Saal führt eine Türe in einen kleineren Saal, der in zwei Zimmer, die Lesezimmer, abgeteilt ist. Der Deckenschmuck läßt

noch auf den ersten Blick die nachträgliche Unterteilung erkennen. Gediegen war auch das anschließende Wohnzimmer, mit dem Blick nach Mittag und Abend. In einem ebenfalls sehr vornehm ausgestatteten Zimmer in der Nordostecke dieses Stockes, dem weißen Saal gegenüber, steht noch jetzt ein weißer, blaubemalter Turmofen. Ein anderer, mit roten Tulpen gezierter Turmofen aus der ehemals wohlbekannten Porzellanmanufaktur Schoren ist samt einer ganzen prächtigen Zimmereinrichtung von den letzten Besitzern in ihr neues Haus übernommen worden. Auf der Nordseite des Wohnhauses stand, bevor der Staat die Liegenschaft übernahm, eine kleine Scheune, die eine Kuh beherbergte. Die Wiese am Berghang bot ihr Gras. In dem kleinen Brunnentrog in der Mauer neben dem Laufbrunnen wurde sie getränkt. Wir sehen an diesem Beispiel, daß die städtischen Familien früher der Landwirtschaft viel näher standen.

Ein anderes, heute noch stehendes kleines Gebäude diente als Wäsche- und Glättehaus. Daran lehnte sich der Hühnerstall.

Auf der Stadtseite des Wohnhauses liegt, auf einer Terrasse, der eigentliche Ziergarten. An seinem Rande stehen einige alte Akazien und andere, zum Teil fremdländische Bäume. Von einem Monumentalbrunnen, dem das Wasser ausgegangen ist, führt ein breiter Weg, die Gartenachse, zwischen Rasenplätzen mit Blumenbeeten hindurch, gerade auf den rotgestrichenen Pavillon zu. Die verstreuten Steinbänke und Steinfiguren stammen aus dem Garten des Rechbergs. In dem zierlichen Rondell vor der Mitte des Hauses sprang früher ein Brunnen in das jetzt noch vorhandene Bassin. Der Abhang zwischen der Gartenterrasse und dem Seilergraben war ehemals ein Rebberg. Vom heutigen Ziergarten führte eine Allee von Pflaumenbäumen über den heutigen Sempersteig zu dem Teil des Gartens, der jetzt zum Schulhaus gehört. Da drüben war das „Wäldli", von dem noch einige efeuumwundene Bäume übrig sind. Auf dieser Seite lag auch der Gemüsegarten.

Das köstlichste Kleinod des Stockargutes ist wohl der französische Gartenpavillon, der einer näheren Betrachtung wert ist. Er gliedert sich in den überhöhten achteckigen Mittelbau mit dem gebrochenen Dach und die zwei einfacheren, niedrigeren Flügel. Das Lusthaus ist wahrscheinlich im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts, viel später als das Wohnhaus, erbaut worden. Schon äußerlich ist dieser von alten Glyzinen umrankte Bau von großer Anmut, von ganz erstaunlichem Reiz ist aber erst die Innenausstattung des mittleren, eigentlichen Gesellschaftsraumes. Er zeigt zwar noch nicht die eigentliche Rokokoornamentik, aber die Stukkaturen sind schon bedeutend leichter und zierlicher als im besprochenen weißen Saal des Wohnhauses, das große Fresko an der Decke ist heller und leuchtender als die Bilder im alten Haus. Das Tageslicht fällt durch hohe Stichbogenfenster ein. In der Nacht erhellte ein großer, funkelnder

Kronleuchter den prächtigen Raum, der einst mit Louis XV-Möbeln ausgestattet war und wohl hauptsächlich sommerlicher Geselligkeit diente. Bei kühlem Wetter konnte man sich aber auch an dem Kamin mit dem kunstvollen Aufbau wärmen.

In der kleinen Laube vor dem Südwestflügel des Pavillons bot sich früher eine prächtige Fernsicht ins Gebirge. In der Nähe, zu Füßen des Rebbergs, konnte man die geschäftigen Seiler an ihrer langgezogenen Arbeit sehen, im Graben weiter unten tauchten die Geweihe der Hirsche auf. In der Trotte, im Kellerraum des Flügels, gewann man den eigenen Wein, der von der sonnigen Halde wohl nicht gar zu sauer kam.

Diesen reizenden Gartenpavillon, der in seiner Art in Zürich kaum etwas Ähnliches neben sich hat, sollte sich die Studentenschaft zu einem angemessenen Zweck erschließen. Wer hat einen guten Einfall?

Wir wollen es nicht unterlassen, die Leute, die das Stockargut geschaffen und bewohnt haben, flüchtig zu betrachten. Der „Berg" war immer, wie zu erwarten ist, von wohlhabenden zürcherischen Bürgerfamilien bewohnt. Der erste bekannte Besitzer ist der Ratsherr Rudolf Waser. Seine Witwe verkaufte im Jahre 1688 das Gut an die Marquise Elisabeth de Saint Delis Heucourt. Das war die Gattin des zürcherischen Obersten Oberkan, der erst in Frankreich und dann in England diente. Sie stammte aus einer picardischen Hugenottenfamilie. Ihre Tochter heiratete den Obersten Kaspar Hirzel, der ebenfalls in Frankreich diente und das Schloßgut der Schwiegermutter, die Herrschaft St. Gratien in der Picardie, übernahm, nach der sich seine Nachkommen nannten.

Von Oberst Oberkan ging das Haus „im Berg" schon nach drei Jahren an den Fabrikanten Josef Orell über, der es stark umbaute. In einem alten Regimentsbuch wird er sogar als der Erbauer der zwei Häuser „im Berg" genannt. Da aber im Keller noch die Jahrzahl 1630 zu sehen ist, kann doch wohl nur ein Umbau stattgefunden haben. In Merians Stadtprojekt sieht man die Giebel noch nicht gleich gerichtet. Wahrscheinlich hat Orell die zwei Häuser parallel zusammengeschlossen. Bei der Anlage seines Gartens bekam er mit dem Besitzer des Eckhauses zwischen der Künstlergasse und dem Seilergraben Streit, daher rundete er sein Besitztum durch den Kauf dieses Hauses ab. Trotzdem er für die Verschönerung seines Heimwesens viel getan hatte, blieb Orell nicht lange darauf sitzen. Er wanderte nach Preußen aus, und 1701 ging es an den Zunftmeister Hans Kaspar Goßweiler-Werdmüller über. Dreißig Jahre blieb das Gut in dieser Familie, dann kaufte es ein Schwiegersohn, Johann Escher-Goßweiler im Seidenhof. Seine Nachfahren behielten es fast hundert Jahre lang. Einer davon war, wie schon zwei frühere Besitzer des Hauses, französischer Oberst und dazu Ritter des Ordens

pour le mérite militaire. Der letzte Escher mußte Zürich infolge geschäftlichen Konkurses verlassen. Sein Sohn übernahm den bescheideneren „unteren Berg", während die Tochter im väterlichen Hause bleiben konnte durch die Heirat mit dem Kaufmann und Spitalpfleger Hans Conrad Stockar aus Stadelhofen, der den prächtigen Sitz im Jahre 1824 erwarb. Fünf Generationen dieser Familie bewohnten bis 1908 den „Berg", der nach ihr Stockargut benannt wird. Die Familie Stockar ist ein Zweig der altpatrizischen Schaffhauser Stockar, der sich anno 1568 in Zürich eingebürgert hat. Die Ausdehnung und Raumnot der Stadt ist dem stolzen Gut zum Verderben geworden, der Boden für das Hirschengrabenschulhaus und den Sempersteig mußte um 1890 unter öffentlichem Druck abgegeben werden. Dadurch büßte der Sitz natürlich sehr viel von seinem Werte ein. Schließlich zog auch die Familie Stockar, wie so viele alte Geschlechter, den neuzeitlichen Wohnungskomfort der Feudalität eines alten Gutes vor, und sie verkaufte im Jahre 1906 den verbliebenen Rest des einstmals so herrschaftlichen Besitzes an den Staat. Dieser brachte zuerst das gerichtsmedizinische Institut und darauf die Steuerverwaltung darin unter. Durch die neueste Verwaltungszentralisation im Walchebau ist das Haus für die Bedürfnisse der Universität frei geworden, die einstweilen die Lesezimmer für die Studentenschaft darin eingerichtet hat. **Ernst Nägeli.**

GESTÄNDNISSE.

(Fortsetzung und Schluß von Nr. 9.)

II.

Es ist begreiflich, daß es unter solchen Voraussetzungen bald zur offenen Fehde zwischen Madame und Boris kommen mußte. Das entscheidende Gefecht lieferten sie sich denn eines Sonntagmorgens. Bis fünf Uhr hatte in der Bar Hochbetrieb geherrscht. Lauter Weißrussen „edelsten Geblüts", wie uns Boris versicherte, waren dort versammelt gewesen, hatten getrunken, gegessen, getanzt und wieder getrunken. Sei es nun, daß Weißrussen edelsten Geblüts weniger Alkohol vertragen als Nichtweißrussen gemeineren Geblüts, oder sei es, daß sonst etwas in ihrer Konstitution nicht in Ordnung war, jedenfalls war es merkwürdig, festzustellen, daß sie nach einem bezahlten Wodka mindestens so voll waren wie ein einigermaßen normaler Mensch nach deren sieben. In Wirklichkeit hatten sie ja auch nicht sieben, sondern vierzehn Wodkas hinter den Schlips gegossen, was sie aber gar nicht hinderte, nur einen einzigen zu bezahlen. Und dies alles unter der stillen Duldung des Neufundländers Boris. Man mag ja über das Problem „Solidarität mit Landsleuten" denken wie man will. Jedenfalls scheint Boris das Unrichtige und Madame das Richtige gedacht zu haben. Denn Madame wurde konsequent, Boris dagegen nur frech. Und Boris „flog" natürlich.

Wie ich an jenem Morgen nach Sonne lechzend um das Schwimmbad herumlungerte und ich ihn davonziehen sah, diesen „infamen Muschik" mit dem variablen Hundegesicht, wie ich ihn so entschwinden sah hinter den knorrigen Olivenstämmen mit seinen beiden schäbigen Köfferchen und seinem saloppen Leinenjäckchen, und wie Madames sämtliche Katzen, die ihn heiß geliebt hatten, hinter ihm her miauten, da wurde mir recht wehmütig zu Mute, nicht aus Abschiedsschmerz oder auf Grund sonstiger philosophischen Betrachtungen, sondern weil mir immer wehmütig zu Mute wird, wenn ich einen großen Entschluß zu fassen habe. Und dieser große Entschluß, der kurz darauf gefaßt war, lautete ungefähr folgendermassen: „Ich werde meine Herkunft und meinen Stand verleugnen. Aber ich werde damit eine große Tat vollbringen. Denn ich werde die Funktion des Barmanns übernehmen und damit meinen Freunden, denen ich die schönsten Ferientage meines Lebens verdanke, aus der Tinte helfen."

Ob ihnen wirklich aus der Tinte geholfen war, ist schwer zu beurteilen. Jedenfalls hatte ich mich in kurzer Zeit so in mein Amt eingelebt, daß man es wagen konnte, mir größere Vollmachten zu geben. So beschloß denn Mabuse eines Tages, mit Weib und Kind auf Familienbesuch zu gehen und mir für einige Stunden das Haus zu überlassen. Ich war ganz Würde und Verantwortungsgefühl und hoffte im Stillen auf hohe Gäste (Prince of Wales, Maurice Chevalier, usw.), die ich zum Wohle des Hauses mit Zuvorkommenheit und Ehrerbietung überschütten würde. Statt dessen sah ich mich im Laufe des Nachmittags plötzlich dem komischsten Paar, dem ich je begegnet war, gegenüber. Erst dauerte es eine geraume Weile, bis ich festgestellt hatte, daß beide Geschlechter vertreten waren. Dann dauerte es noch einmal eine geraume Weile, bis ich herausgefunden hatte, welches „Sie" und welches „Er" war; denn jedes der beiden erstaunlichen Wesen wies auf den ersten Blick fast ausschließlich die Merkmale auf, die von geschlechts- und rechtswegen dem andern zugekommen wären. „Sie" trug die unvermeidlichen Shorts, aus welchen ihre nackten Beine in die Gegend stachen wie Zahnstocher aus angeschnittenen Ofenrohren. Man hatte überhaupt das Gefühl, als sei nichts an ihr niet- und nagelfest und rechnete stets mit dem Moment, wo sie zusammenklappen würde gleich einem vom Wind umgeworfenen Zelt. Blickte man ihr aber ins Angesicht, so wurde man schamrot über einen derartigen Gedanken und kam sich vor wie ein auf frischer Tat ertappter Lausejunge. Denn man gewahrte da einen Ausdruck, wie ihn ein Feldherr haben muß vor entscheidender Schlacht: selbstbewußt, kühn, herrisch, todesverachtend. Gerade darin unterschied „Sie" sich von „Ihm". Denn „Er" war offenbar alles andere als eine Feldherrennatur. Auf seinen Wangen lagen schlecht verteilte Flecken künstlichen Rots, seine schwar-

zen Locken verrieten Dauerwellenbehandlung, und seine ganze mollig-zierliche Erscheinung stak in einem koketten Kostümchen aus himmelblauem Leinen, das nach unten in endlose rockartige Hosen verlief. Ich durchlebte einen jener Augenblicke, wo man nicht weiß, ob man um Hilfe schreien, sich einem lebensgefährlichen Lachkrampf hingeben oder eine kalte Dusche nehmen soll. Ich entschied mich jedoch für meine Pflichten als Empfangschef. Aber da brüllte schon der Feldherr los, gewaltig, gebieterisch, orkanartig:

„Natascha und Grischa sein nicht gekommen, zu sitzen bei die andern Leut'. Natascha und Grischa sein gekommen, zu sehen Papa Stoll!"

„Aber Herr Stoll ist nicht zu Hause, gnädige Frau", erwiderte ich schlicht.

„Mach nischt! Natascha und Grischa werden warten im Schweinestall. Ach, soo liebberr Mensch, Papa Stoll!"

Und Natascha zog ihren Grischa davon, wie man eine Kanone davonzieht, die man von einem geschützten Punkte aus auf den Feind richten will.

Der „Schweinestall", früher tatsächlich als solcher im Betrieb, ist heute einer der Prunksäle des Hauses und intimer Teesalon. Nicht daß ich Reaktionär wäre; aber an jenem Nachmittag wurde ich es, mit lokaler und zeitlicher Beschränkung. Ich sehnte mich in diesem besonderen Falle geradezu nach Wiederherstellung ursprünglicher Zustände, und das sicherlich in Übereinstimmung mit Natascha und Grischa. Denn Natascha und Grischa hätten sich unter Schweinen ohne Zweifel wohler gefühlt als in meiner menschlich-hilflosen Gesellschaft.

„Nix da mit Tee!" fauchte der Feldherr, als ich den liebenswürdigen Vorschlag machte, in der Küche Tee mit Toast zu bestellen, „Natascha und Grischa gut russisch: nurr trinken Wodka!"

„Ach du liebe Pflaumenzeit!" dachte ich mir und brachte gehorsam und leicht zähneklappernd das Gewünschte. Ich war indessen fest entschlossen, alles zu tun, um eine Katastrophe à la Boris zu verhindern. Aber das Schicksal wollte es anders.

Das Schicksal kam angefahren in einem dunkelroten Roadster von selten rassiger Linie und sah gewiß alles andere als unheilbringend aus: Ein junges Paar von strahlender Schönheit in der ganzen herzerquickenden Operettenfilmaufmachung vom Rassehündchen bis zum japanischen Sonnenschirm. „Sie" war die gepflegte junge Dame von heute mit strahlenförmig nach oben gewölbten Augenwimpern, blau-grün beschatteten Augendeckeln und vergoldeten Finger- und Zehennägeln. „Er" war der sportgestählte junge Mann mit sonnverbranntem, blauäugigem Jungengesicht und unter hauchartigem Polohemdchen spielenden Muskeln. Alles in allem eine beglückende Zusammenstellung von verführerischer Weiblichkeit und kraftstrotzen-

der Männlichkeit, eine wahre ästhetische Offenbarung nach dem verwirrend-grotesken Aufzug von Natascha und Grischa. Ach, wie bemühte ich mich um das edle Paar mit schönheitstrunkenem Herzen und spontaner Unterwürfigkeit! Ach, wie ungezwungen nachsichtig lächelte ich, als das Rassehündchen nicht umhin konnte, vor einer der kunstvollen phönizischen Säulen, die die Bar zierten, das Hinterbein zu heben! Aber die gütige Vorsehung gab mir nicht ein, mich vor den beiden gottähnlichen Geschöpfen auf die Knie zu werfen und sie anzuflehn, alles von mir zu verlangen, nur keinen Gin Fizz oder dergleichen. Denn ich mußte kurz nachher die entsetzliche Entdeckung machen, daß mein Buch über Rezepte von „Cock-tails and Other American Drinks" spurlos verschwunden war. Und die beiden gottähnlichen Geschöpfe hatten bereits je einen Gin Fizz bestellt .....

Mir schwindelte. Denn trotz halsbrecherischer Gedächtnisakrobatik wollte mir die chemische Formel für Gin Fizz nicht einfallen. Verzweifelt wandte ich mich ans Küchenpersonal. Aber Unwissenheit glotzte mich aus blöden Augen an. Unterdessen hatten Natascha und Grischa im „Schweinestall" schmollend über ihrem ersten und einzigen Wodka gesessen. Meine kontingentierenden Sicherheitsmaßnahmen waren also noch in Wirkung. Ich weiß nun nicht, im Besitze was für okkulter Fähigkeiten die beiden waren, jedenfalls schienen sie unerklärlicherweise vollkommen unterrichtet über mein Gin-Fizz-Problem und waren, was mir aber erst später aufging, fest entschlossen, daraus ihren Nutzen zu ziehen. Grischa übernahm die Einlenkung mit den melodisch hervorgegurgelten Worten:

„Grischa, bevorr geworden großerr Sänggerr, war Barmixerr bei Oasis in Paris."

„Ja, Grischa großerr Tier in Cocktails und das Zeug!" bestätigte Natascha mit Donnerstimme.

„Ach, lieber Grischa, dann helfen Sie mir um Himmels Willen, einen Gin Fizz zu mixen!" brüllte ich heraus in der ganzen Unüberlegtheit meiner verzweifelten Lage.

Es war als spräche ich ein Zauberwort. Nataschas dürres Gerippe begann förmlich zu klappern unter dem Druck der Wonnegefühle, die ihr Inneres durchtoben mußten, und um ihren Feldherrnkopf legte sich unvermutet eine ganze Wolke ekstatischer Verklärtheit. Grischa, plötzlich um eine unglaubliche Dosis männlicher und eigenmächtiger geworden, sprang auf, als sei er von einem Haifisch angebissen, und tremolierte mir ins Gesicht:

„Schlü-üssel he-err!"

Für die geistige Verarbeitung dessen, was nun folgte, fehlte mir vollkommen der Gebrauch der Zeiteinheiten. Es waren tumultuarische Szenen seltenster Prägung, von denen ich nicht sagen kann,

Montag, den 20. April, 8.30 Uhr:

Auf wirtschaftlichem Gebiete. Dr. Theo Keller, Dozent an der Handelshochschule St. Gallen.

Auf sozialem Gebiete. Ständerat J. Piller, Fribourg.

Montag, den 20. April, 14 Uhr.

Auf politischem Gebiete. Nationalrat Dr. Schneller, Zürich.

Schlußwort. Bundesrat Philipp Etter.

Diskussion in jeder Sitzung. Kursgeld Fr. 2.—. (Halbtagskarten Fr. 1.—.)

SCHULUNGSWOCHE FÜR STUDENTINNEN.

Immer dringlicher wird die geistige Not an der Universität; immer verworrener unser Bildungsbegriff; immer fragwürdiger die Idee des Menschen. Es tut daher not, sich mit tieferem Ernst als bisher auf die Grundlagen unseres menschlichen Daseins zu besinnen. Dazu möchte die Schulungswoche für Studentinnen helfen. Ihr Thema ist:

Der Mensch und seine Welt.

Hochw. Herr Dr. Kahlefeld, Studentenseelsorger in Leipzig, bekannt als Herausgeber der Guardiniaufsätze und Mitarbeiter der „Schildgenossen", wird die Führung des Kurses übernehmen. Die Arbeit vollzieht sich gemeinsam im lebendigen Gespräch. Dazwischenliegende große Freizeiten geben dem einzelnen Gelegenheit zur Sammlung. Mit Hausmusik und Dichtung sollen die Abendstunden gestaltet werden.

Zu dieser Schulungswoche, die vom 24. März, 19 Uhr, bis 29. März, mittags, in Schönbrunn stattfindet, sind alle kath. Studentinnen in der Schweiz eingeladen.

Pensionskosten für diese 5 Tage Fr. 30.—.

Anmeldungen sind bis 22. März zu richten an die Direktion von Schönbrunn (Zug). **Schweiz. Verband Kath. Studentinnen.**

SPORT.

HANDBALL.

Am Mittwoch, den 5. Februar, haben unsere Akademiker einen Handballmatch gegen Grasshoppers II mit 15 : 9 Toren gewonnen. Das Spiel wurde im Sihlhölzli ausgetragen. Beide Mannschaften traten trotz intensiver Kälte und hereinbrechender Dunkelheit vollständig an und demonstrierten den wenigen Zuschauern ein faires, kombinationsschönes Spiel.

Sofort nach Spielbeginn überraschten die Akademiker durch einige wuchtige, gut kombinierte Angriffe, die mit Tor abschlossen. Die anfänglich überrumpelte G.C.-Mannschaft besann sich aber bald auf ihre Spieltradition und holte in prächtiger Manier einige Tore

auf. Einige klassisch schöne Spielzüge auf beiden Seiten riefen spontanen Beifall hervor. Die Akademikermannschaft, unter der flotten Trainingsleitung von Kommilitone Trudel stehend, der übrigens auch das Spiel in souveräner Weise referierte, vergrößerte aber ihren Vorsprung bis auf den Endstand von 15 : 9 und bewies damit, daß sie gewillt ist, im Handballsport Zürichs ebenfalls eine Rolle zu spielen. Hoffen wir, daß sich der gesamte akademische Sport auf dieser Linie vorwärtsbewegt. **Morf.**

DER ZÜRCHER AKADEMISCHE WALDLAUF.

Kurz vor Semesterschluß brachte die A.S.K. Zürich am Mittwoch, den 26. Februar, noch den Zürcher Akademischen Waldlauf unter Dach. Die mustergültige Organisation und das prächtige Frühlingswetter ließen die etwas magere Beteiligung vergessen. Die Strecke war dieselbe wie am Schweizerischen Akademischen Waldlauf, etwas erschwert durch ein pikantes Bachtobel mit anschließender Steilhangkletterei. Die Markierung mit roten Fähnchen (alle 50—100 m) und Kontrollposten schlossen ein Verlaufen völlig aus. Die A-Läufer hatten den Parcours von 2,8 km zweimal, und die B-Läufer einmal zu durchmessen. In beiden Klassen setzte es heiße Kämpfe ab.

In der A-Klasse liefen die beiden ewigen Rivalen Schneiter (Uni) und Frey (ETH) vorn ein Rennen für sich. Dem größeren Training von Frey konnte Schneiter eine größere Energie und Endschnelligkeit entgegensetzen. Gelingt es diesmal Frey, der glänzend im Schuß ist (siehe Berner und Zürcher Waldlauf), Schneiter auf der Strecke abzuhängen? Bald ist der eine vorn, bald der andere. Nach der ersten Runde passieren beide außerordentlich frisch. Da — im letzten Kilometer, fällt die Entscheidung. Willi Frey hat nicht vermocht, seinen Gegner abzuschütteln; und nun stößt Schneiter vor. Mit langen, raumgreifenden Schritten jagt er auf der Waldstraße vom Degenried nach dem Sportplatz Sonnenberg dahin und hat bald 100 m zwischen sich und Frey gelegt. In der hervorragenden Zeit von 19.38,0 Min. passiert er das Ziel in ausgezeichneter Verfassung. Die Läufer machen alle überhaupt einen außerordentlich frischen Eindruck. Hinter den beiden belegen die bekannten Läufer Amsler, Saas und Hürlimann (der Bruder des L.C.Z.-Läufers) nach ausgezeichnetem Rennen die nächsten Plätze.

In Kat. B dominierten die gut trainierten Kantonsschüler, die gleich den ersten, dritten und vierten Platz zu belegen vermochten.

Vom Start weg führt Fröhlicher (KTV) in unheimlichem Tempo das Feld über den ersten Kilometer. Er hat sich aber zu viel zugemutet, bekommt einen leichten „Ast" und fällt in der Folge zurück. Gegen das Ziel hin liegt Berchtold (Uni) vorn. Der junge Grisel (KTV) spurtet aber mächtig. Ein verzweifelter Brust an Brust-Kampf entbrennt über die letzten Meter. Erst im Zielband vermag Grisel

mit letzter Anstrengung den Gegner um Brustbreite zu distanzieren und den Sieg an sich zu reißen. Hinter ihnen erscheinen schon Dreßler und Loosli (KTV) und das ganze übrige Feld.

Wir wollen auch nächstes Jahr allen Studenten, die noch nie einen Waldlauf absolviert haben, Gelegenheit geben, in Kat. B zu starten, und hoffen gerne, daß sich dann mehr Kommilitonen um den schönen und gesunden Waldlaufsport interessieren.

Resultate. Kat. A. 5,6 km. 1. Schneiter Karl (Uni) 19.38,0. 2. Frey Willi (ETH) 20.00,3. 3. Amsler Rolf (ETH) 21.13,4. 4. a) Saas Heini (Uni), b) Hürlimann Rob. (Uni), 21.45,4. 5. Ackeret Erwin (Uni) 21.54,0. 6. Merz Albert (ETH) 21.54,2. 7. Stocker Siegfr. (Uni) 22.38,2. 8. Halter Walter (ETH) 23.32,2.

Kat. B. 2,8 km. 1. Grisel Hans (KTV) 10.54,3. 2. Berchtold Paul (ETH) 10.54,4. 3. Dreßler Walter (KTV) 11.05,0. 4. Loosli Hans (KTV) 11.10,0. 5. Kamber Walter (ETH) 11.11,0. 6. Tuor Alois (Uni) 12.22,0. 7. Zuber Walter (Uni) 12.22,1. 8. Kaufmann Willi (KTV) 13.03,0. 9. Fröhlicher Rob. (KTV) 13.04,0. 10. Nüscheler Rolf (ETH) 13.07,0. Der Trainingsleiter: **Morf Eug.**, phil. II.

BÜCHERBESPRECHUNGEN.

Ich mache nicht mehr mit! Roman von Paolo Rossi. Preis geb. Fr. 6.80, brosch. Fr. 5.50. Guggenbühl & Huber, Schweizer Spiegel Verlag.

Der Autor. Paolo Rossi, 1901 in Florenz geboren, studierte an der dortigen Universität Sozialwissenschaft, betätigte sich als Demokrat im Kampf gegen den aufkommenden Faschismus, wurde dabei mehrmals verletzt und saß wiederholt im Gefängnis. Seit einigen Jahren lebt er als politischer Emigrant in der Schweiz.

Das Werk. Francesco Solari, der Held dieses dokumentarischen Romans, kämpft zunächst in Italien als freiheitsliebender, italienischer Patriot gegen den Faschismus. In die Schweiz emigriert, wird er, brennenden Herzens auf der Suche nach Wahrheit, von einer menschlichen Erfahrung und von einer politischen Station zur andern gehetzt. Zuerst Mitglied der sozialdemokratischen, dann der kommunistischen Partei, kehrt er schließlich beiden den Rücken. Aus dieser Situation stammt der Aufschrei: „Ich mache nicht mehr mit!" Der durch enge, parteiliche Vorstellungen gefangene, für das wahrhaft schöpferisch soziale Schaffen unfähig gewordene Mensch geht an die Quelle zurück.

Das schweizerische antifaschistische Emigrantenmilieu wird mit einer außerordentlichen Schärfe gezeichnet. Das Buch ist ein wahres document humain, ein Zeitroman im besten Sinne des Wortes.

Dichter helfen. Novellen. 336 Seiten. Kart. Fr. 4.80, Leinen Fr. 6.80. Verlag Oprecht, Zürich.

Es ist kein politisches Programm, das sechzehn Dichter in diesem Bande vereint. Sie kommen aus verschiedenen Sphären des Denkens und des Fühlens. Da ist Selma Lagerlöf neben Thomas Mann, André Maurois neben André Malraux, Heinrich Mann neben Georges Duhamel, Ignazio Silone neben Martin Andersen Nexö, Ernst Gläser neben Upton Sinclair, Emil Ludwig neben Leo Ferrero, Bernard Brentano neben Schalom Asch, Josef Kastein neben Alfred Polgar.

In ihren Erzählungen leuchtet und glänzt die Welt auf, von Berlin bis Schanghai, vom Rhein bis zum Nil, von Baltimore bis zu Jütlands Küste. Und immer wieder ist der Mensch das Thema — heute brennender denn je. Dieser Kampf um das Menschliche, um die gefährdete Würde des menschlichen Antlitzes in dieser Zeit, manifestiert sich in diesem Buch bis zur praktischen, materiellen Hilfe. Wenn es sonst Dichtern oft versagt ist, praktisch einzugreifen, hier konnten sie an einem Projekt ihre Hilfsbereitschaft beweisen, dessen Bedeutung ihrer Berufung entspricht. Es gilt den Verfolgten, den über die Grenze ihrer Heimat verjagten Intellektuellen zu helfen, es gilt die Opfer einer grausamen Politik vor dem Verhungern zu schützen. Sechzehn Dichter wollen praktisch helfen — sie stellen ihre Arbeit dem Genfer Comité pour le Placement des Intellectuels réfugiés unentgeltlich zur Verfügung, und indem sie das tun, rufen sie auf gegen die Verwüstung der Herzen, die Europa heute erlebt.

Das Vorwort zu diesem Buch hat Professor William E. Rappard geschrieben.

Staatliche Autorität und geistige Freiheit. Von Professor Dr. Walther Burckhardt, Professor des Staatsrechtes an der Universität Bern. 30 Seiten. Herausgegeben vom Polygraphischen Verlag A.-G., Zürich. Preis Fr. 1.—.

Es ist ein Genuß, das Verhältnis zwischen staatlicher Autorität und geistiger Freiheit durch einen so kompetenten Mann, wie es Prof. Walther Burckhardt ist, sich erläutern zu lassen. Fragen von größter Aktualität, die jeden Gebildeten und vor allem die Jugend interessieren, werden in der vorliegenden Schrift erörtert. Die einen, ausgehend vom Staat, der uns unentbehrlich ist, wollen das geistige Leben für den Staat gestalten. Die andern, ausgehend von freiem Geistesleben, wollen dem Staat jeden Eingriff in das Geistesleben verwehren. Der Verfasser kommt zu folgendem Resultat: „Die Autorität ist nur berechtigt, sofern sie zur Freiheit erzieht, und geistige Freiheit kann nur in einer geordneten Gemeinschaft bestehen." Mögen in den Konflikten, die vielfach über die Frage entstehen, wie weit der Staat die geistige Freiheit einschränken darf, die klärenden Ausführungen Burckhardts zu Rate gezogen werden!

THE PRESENT AGE. Der ehemalige Sekretär der „World Power Conference", Dr. Walter Johannes Stein, gibt seit Dezember 1935 die äußerst interessante Monatszeitschrift: „THE PRESENT AGE" heraus. Wie schon der Name sagt, sind hier Artikel gesammelt, die den Leser über die gegenwärtige Lage — ohne jede politische Färbung — unterrichten. Die äußerst vielseitige Zusammenstellung von Aufsätzen von Engländern, Schweizern, Österreichern, Franzosen, Deutschen gibt jeder Nummer eine besondere Note.

Geschichte, Gegenwartsprobleme, Naturwissenschaften und Medizin, Geographie, Erziehung und Wirtschaftsfragen werden hier von namhaften Persönlichkeiten in neuem Lichte abgehandelt; Aufsätze, die zur allgemeinen Bildung, zur Anregung und zur Fragestellung in der heutigen Verwirrung wichtiger Probleme beitragen können. „THE PRESENT AGE" darf dank seiner wissenschaftlichen und internationalen Bedeutung großes Interesse beanspruchen. Einzelhefte sind in der Zentralstelle zu haben. **Nik Fiechter,** med.

Der Einzelgänger. Roman von Ernst Erich Noth. Preis geb. Fr. 7.50, brosch. Fr. 6.—. Guggenbühl & Huber, Schweizer Spiegel Verlag.

Ernst Erich Noth, der Verfasser des Romans „Die Mietkaserne", ein Kind der deutschen Kriegs- und Nachkriegszeit, gestaltet in diesem Werke die Tragödie der deutschen Jugend. Die geistige Verlassenheit, der Hunger jener Generation, die, im Krieg aufgewachsen, in der Nachkriegszeit keinen Weg ins Leben offen fand.

Am hoffnungslosesten ist die Lage jener Jungen, die trotz allem Elend fühlen, daß der politische Radikalismus keine wirkliche Lösung bringen kann. Der Verfasser läßt uns das Schicksal eines solchen jungen Menschen miterleben. Es ist typisch für Hunderttausende von jungen Deutschen. Die Gestalten des wohlmeinenden, aber ahnungslosen sozialdemokratischen Bürgermeisters, der kommunistischen Arbeiter, der nationalsozialistischen Idealisten und Abenteurer sind so überzeugend, daß wir den Sieg des Nationalsozialismus als tragisches Verhängnis miterleben.

Das Buch von Erich Noth erschöpft sich nicht in einer fruchtlosen Anklage. Es deckt, ohne zu theorisieren, die Ursachen auf, die zum Dritten Reiche führten und weist auf das hin, was allein Hilfe bringen kann: Eine neue geistige Grundlage, welche die zahllosen „Einzelgänger" in einen sinnvollen Zusammenhang stellt.

Reisende Komödianten. Ein Schauspieler erzählt seinen Weg, von Herbert Redlich. Preis geb. Fr. 5.—. Guggenbühl & Huber, Schweizer Spiegel Verlag.

Der Verfasser schildert seinen Weg als „kleiner Schauspieler" von Provinzbühne zu Provinzbühne. Er erzählt seine grotesken

Abenteuer mit köstlichem Humor. Wenn er keine Theaterengagements finden kann, nimmt er ohne Bedenken andere Arbeit an: als Bergarbeiter und Bauernknecht. Zwischendurch ist er auch Intendant. Aber die Herrlichkeit dauert nicht lange. Schließlich faßt er den Entschluß, sich selbständig zu machen. Das Wanderleben beginnt. Als Direktor, Intendant, Schauspieler und Chauffeur in einer Person, reist Herbert Redlich von Land zu Land, von Ort zu Ort, durch die Schweiz, durch Holland, durch die nordischen Staaten. In seinem Kleinauto führt er das ganze Personal und sämtliche Requisiten von Vorstellung zu Vorstellung: Reisende Komödianten.

Die Graphologie der Schreibmaschine auf wissenschaftlicher Grundlage. Handbuch für graphologische und kriminologische Untersuchungen, von Alfred Kring. Preis geb. Fr. 6.—. Guggenbühl & Huber, Schweizer Spiegel Verlag.

In mehr als zehnjähriger Forschungsarbeit ist es dem Autor gelungen, die persönlichen Hintergründe, die sich im individuellen Formgefüge der Maschinenschrift in unauffälligem Reichtum bergen, zu ergründen und der praktischen Menschenkunde dienstbar zu machen.

So wie Michons „Système de graphologie" ein gutes halbes Jahrhundert nach der Einführung der Schreibfeder die wissenschaftliche Handschriftendeutung begründete, haben wir hier, fünfzig Jahre nach der Erfindung der Schreibmaschine, das erste Handbuch der Gesetzmäßigkeiten, die ihr Schriftgefüge in charakterlicher Beziehung birgt; denn auch die Maschinenschrift spiegelt in ihren mannigfachen Einzelheiten und Kombinationen die Persönlichkeit des Schreibers, wie es in natürlich ungleich reicherem Maße die Handschrift tut.

An der hier aufgezeigten Fülle neuen Materials wird daher kein aufgeschlossener Graphologe vorübergehen. Auch jeder psychologisch Interessierte, jeder Leser von Maschinenschriftbriefen und schließlich der Maschinenschreiber selbst wird die interessante Schrift begrüßen.

Der separat beigefügte Schriftprobenatlas mit 112 teilweise ganzseitigen Abbildungen erleichtert das Einarbeiten in ein umfang- und aufschlußreiches Neuland.

LISTE DER NEUANGESCHAFFTEN BÜCHER.

Awdejenko: Ich liebe.
Berdiajew, E.: Vom Werk des hl. Geistes.
Bernanos: Un crime.
Bloch, J. R.: Sybilla....
Brunner, E.: Das Schicksal des Menschen in unserer Zeit.
Buck: A house divided.
Busoni, F.: Briefe an seine Frau.
Chamberlain: Down the years.
Chateaubriand: La meute.
Clivio: Hans Carossa.
Cooper: Talleyrand.
Fallada: Märchen vom Stadtschreiber, der aufs Land flog.
Francis: Les mariés de Paris.

VERLAG BIRKHÄUSER, BASEL

ECLOGAE GEOLOGICAE HELVETIAE
Mitteilungen der Schweizerischen Geologischen Gesellschaft. Erscheinen seit 1888 in Bänden mit vielen Tafeln, farbigen Karten, Abbildungen und Tabellen. Jährlich 2 Hefte Fr. 18.— bis Fr. 30.—.

HELVETICA PHYSICA ACTA
Societatis Physicae Helveticae Commentaria Publica.
Jährlich ca. 8 Hefte Fr. 24.—. Veröffentlichen alle bedeutende Arbeiten der schweizerischen Physiker auf dem Gebiet der reinen und angewandten Physik.

QUELLEN ZUR SCHWEIZER GESCHICHTE
Herausgegeben von der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz.
I. Folge: 25 Bände in 26 Teilen. Neue Folge: Chroniken - Akten - Briefe und Denkwürdigkeiten - Handbücher. 1935 erschien: Korrespondenz des Peter Ochs von Dr. G. Steiner. II. Band Fr. 41.50.
Sonderverzeichnis bitten wir zu verlangen.

Druck von Dissertationen zu günstigen Preisen

BUCHDRUCKEREI UND VERLAG E. BIRKHÄUSER & CIE.
BASEL, Elisabethenstrasse 15

Photo-Pleyer
ZÜRICH, Bahnhofstraße 106

Feinste
Portraits
jeden Genres

Manz & Co., Zähringerstr. 24, Zürich 1
Spezial-Haus für Confitüren - 26 Sorten

Spülen Sie den Mund mit
Borosmint
Herrlich erfrischendes, antiseptisches **Mundwasser.** Nimmt den unangenehmen Mundgeruch und Raucheratem. Unentbehrlich zur Ausübung einer modernen Mund- u. Zahnpflege. Fl. à Fr. 2.— und 3.50.
Winkelried-Apotheke, Zürich 6
Dr. F. Nipkow

BANNER
Nur Schweizerfabrikate
Damaste in historischer und neuzeitlicher Musterung
Abzeichen, Couleurband- und Mützenstickereien
Fräfel & Co., St. Gallen
Große Liste gelieferter Studentenfahnen steht zur Verfügung.

Daudet, L.: Magistrats et policiers.
Dempf, A.: Meister Eckhardt.
Frank, B.: Cervantes.
Gedat, G. A.: Ein Christ erlebt die Probleme der Welt.
Gotthelf, J.: Volksausgabe, 14 Bde.
Green, J.: Le visionnaire.
Guardini, R.: Christliches Bewußtsein.
Haecker, Th.: Christentum und Kultur.
Hanotaux, G.: Raymond Poincaré.
Hughes, R.: A high wind in Jamaica.
Jerome: Three men in a boat.
Le Fort, G. v.: Die ewige Frau.
Lenôtre: Dossiers de police.
Lenôtre, G.: La révolution.
Lichnowsky, M.: Delaide.
Lichnowsky: Das Rendez-vous im Zoo.
Mauriac: Souffrances et bonheur du chrétien.
Némirovsky: Le vin de solitude.
Pascal: Briefe.
Penzoldt: Idolino.
Pestalozzi: Verse.
Peyré: Sang et lumières.
Pieper, J.: Über die Hoffnung.
Rilke, R. M.: Briefe aus Muzot.
Rolland, R.: Par la révolution la paix.
Rolland: Quinze ans de combat.
Romains, J.: Les hommes de bonne volonté.
Saint-Hélier, M.: Bois-mort.
Scheffer, Th. v.: Die Kultur der Griechen.
Somervell, D. C.: The reign of King George V.
Schaffner, J.: Larissa.
Tardieu, A.: Sur la pente.
Thomas: Kathrin, die Welt brennt!
Wassermann, J.: Melusine.
Waser, M.: Die Geschichte der Anna Waser.
Waln: Süße Frucht, bittre Frucht China.

Für die Bibliothekkommission: **R. Tanner.**

NACHTRAG ZUM VERGÜNSTIGUNGSVERZEICHNIS.

Sporthaus „Olympia", Marktgasse 10: 5%.
Sport-Bollinger, Fortunagasse 11: 8%.
Firma Schnyder, Löwenstraße 60: auf Schreibmaschinen „Olivetti": 10%, bei Barzahlung weitere 5%.
Waser, Limmatquai: 5%.
Klostermeyer, Limmatquai: 5%.
O. J. Gaßmann, Damen- und Sportbekleidung: 5%.

Die nächste Nummer erscheint Ende April. Redaktionsschluß 8. April.

Zuschriften sind an die Redaktion des Zürcher Student: Max Eisenring, Scheuchzerstraße 65, Zürich 6, zu richten.

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

Die hiesigen Buchhandlungen halten sich den Herren Studierenden der Zürcher Hochschulen zur Deckung ihres Bedarfs an

Büchern

angelegentlichst empfohlen. Gegen Ausweis wird auf dem Einkauf für den eigenen Gebrauch die vereinbarte Vergünstigung gewährt. **Der Buchhändlerverein Zürich.**

ED. TRUNINGER
Lichtpausanstalt
URANIA
ZÜRICH 1, Uraniastraße 9
Telephon 32.332

Spezialabteilung: Photokopie u. Photodruck - Modernste Anlage für Zinkdruck Ein- und Mehrfarbendruck - Kataloge Massenauflagen etc.

Studentenbanner
in feinster Stickerei-Ausführung
Lieferant der Corporationsfahne der Universität Zürich. — Zentralfahne der Studenten-Verbindung Helvetia.
Fahnenzubehör
W. Siegrist, Langenthal
Fahnenfabrik

Siegel-Ringe
Familienwappen, Uhren
Gold- und Silberwaren
Verlobungs-Ringe
empfiehlt
ZIEHME-STRECK
Rüdenpl. 1 u. Limmatquai 42
Zürich 1

Studenten reiten nur mit der
A. R. S.
akademischen Reit-Sektion in der Reitanstalt Seefeld.
Leitung:
Kav.-Hauptm. R. Bigler
Universitäts-Reitlehrer
Hufgasse 12

Damen- und Herren-
REIT-HOSEN
von Fr. 25.— an.
Reit-Kostüme
von Fr. 90.— an.
Anfertigung nach Maß.
B. MATHE
Herren- u. Damenschneiderei
Kuttelgasse 1 (Rennweg)

RESTAURANT FLÜHGASSE
Selbstgepflegte Weine. Jeden Samstag und Sonntag selbstgebackene Wähen und Bauernbrot. Höflich empfiehlt sich HCH. UNHOLZ

E. Baumann - Zürich
Nordstraße 41 Telephon 24.306
Blumengeschäft · Gärtnerei

A. Z. (Zürich) Herrn / Fräulein st

An die Zentralbibliothek, Predigerplatz, Zürich

Chem. Reinigungsanstalt und Färberei **Henzel** reinigt färbt und bügelt

Telephonieren Sie 35.297. Unser Auto holt es ab

SPEZIALHAUS FÜR MARKEN-UHREN

BEYER

BAHNHOFSTR. 31 ZÜRICH · GEGR. 1800

Die 5 Züricher Brauereien empfehlen ihre gehaltvollen Biere

BRAUEREI A. HÜRLIMANN AG. ZÜRICH
BRAUEREI HALDENGUT, WINTERTHUR
WEBER & CIE. BRAUEREI WÄDENSWIL
LÖWENBRÄU ZÜRICH AG. ZÜRICH
BRAUEREI USTER, P. BARTENSTEIN AG.